Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 104 (1978)
Heft: 38

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau

Einfach

Es ist eine Binsenwahrheit, dass unsere Welt immer komplizierter wird; vielleicht gerade deshalb die grosse Vorliebe für das Wort «einfach» und die Einfachheit.

Die einfachen Leute hat es allerdings immer gegeben. Auch jetzt noch. Finden Sie es nicht auch heimelig, wenn gewisse Leute von andern Leuten als den einfachen Leuten reden? Was macht denn ihre Einfachheit aus? Ist sie an ihrem Gesicht, an der Kleidung, der Sprache oder am Ende an ihrer einfachen Buchhaltung abzulesen?

Etwas Schönes ist es auch um das einfache Gemüt. Es wird immer wieder erahnt von jenen Gemütern, die sich selbst als die schwierigen, die komplizierten und differenzierten bezeichnen. Und merkwürdigerweise ist das einfache Gemüt meist weiblichen Geschlechts; oft geht es einher mit der Schlichtheit des Geistes. So jedenfalls habe ich es am vergangenen 8. August in der Sendung «Rendez-vous am Mittag» empfunden, als Ständerat Broger sagte, ihn als Versicherungs-Ombudsmann hätten Personen aller Schichten aufgesucht, «vom Universitätsprofessor bis zur einfachen Hausfrau». Jetzt wissen wir's wieder, falls wir es vergessen haben sollten. Eine Hausfrau hat einfach, ein Dorf hat schmuck, allenfalls stattlich, ein Berufsmann hat dynamisch und alte Leutchen haben wakker zu sein. Wie aber hat ein Ständerat zu sein? Ich frage einfach.

«Das ist sehr einfach!», sagt der Experte, und erklärt das technische oder wissenschaftliche Problem in den allerkompliziertesten Fachausdrücken, so dass auch das wenige, das dem Laien vorher noch klar war, nun in tiefen Nebel getaucht scheint. – «Aber das ist doch ganz einfach!», rief jeweils unser Mathematiklehrer aus, schrieb die Wandtafel mit Formeln voll, während er Unverständliches vor sich hinmurmelte. Die Lösung stand plötzlich da. Wir schauten verblüfft hin, aber niemand wagte zu fragen, wie er darauf gekommen war, weil wir ihn fürchteten und «weil wir mit Fragen viel zu weit hinten anfangen müssten», wie meine Freundin Vreni verzweifelt, aber treffend flüsterte. So schritt unser Lehrer einfach immer weiter, und unsere Versuche, ihm zu folgen, fielen immer kläglicher aus. Wider eigene Erfahrung glaube ich heute, dass die Mathematik eine Wissenschaft und keine Mystik ist; aber überzeugend erklärt hat es mir bis heute noch niemand.

Vielleicht rührt mein Misstrauen gegen «das Einfache» schon von dieser Zeit her. Noch immer hat sich das als einfach Benannte hinterher als sehr vielfältig und widersprüchlich erwiesen. Da gab es «Das einfache Leben», einen herzbewegenden Roman in einer herzbewegend traurigen Landschaft, den wir als Halbwüchsige lasen. Später ging uns dann auf, dass dieser gerade Weg zurück zur romantischen Fischerhütte und zum Nachen zwischen Wald und Wasser weniger zum einfachen Leben führte als zum Edelkitsch.

Auch jetzt wieder, wenn mir ein Städter begeistert von seinem Stöckli im Grünen, vom selbstgesäten und -geernteten Korn, von der handgesponnenen Wolle und der trauten Petrollampe erzählt, muss ich mich fragen, ob da jemand «das einfache Leben» gefunden hat oder nicht eher zum Gefangenen einer ganz komfortablen Scheinidylle geworden ist. «Es ist einfach so!», rufen andererseits jene, denen die Argumente ausgegangen sind und die nichts wollen, als auf ihrem alten Standpunkt beharren.

Wir mögen die Einfachheit beschwören, sehnsüchtig nach ihr ausschauen, doch wir haben uns zu weit von ihr entfernt, um sie noch zu besitzen. Unser Bewusstsein ist durch vielfältig verschlungene Fäden mit unserer heutigen Wirklichkeit verbunden; ihr können wir nicht entfliehen; das wäre zu einfach. *Nina*

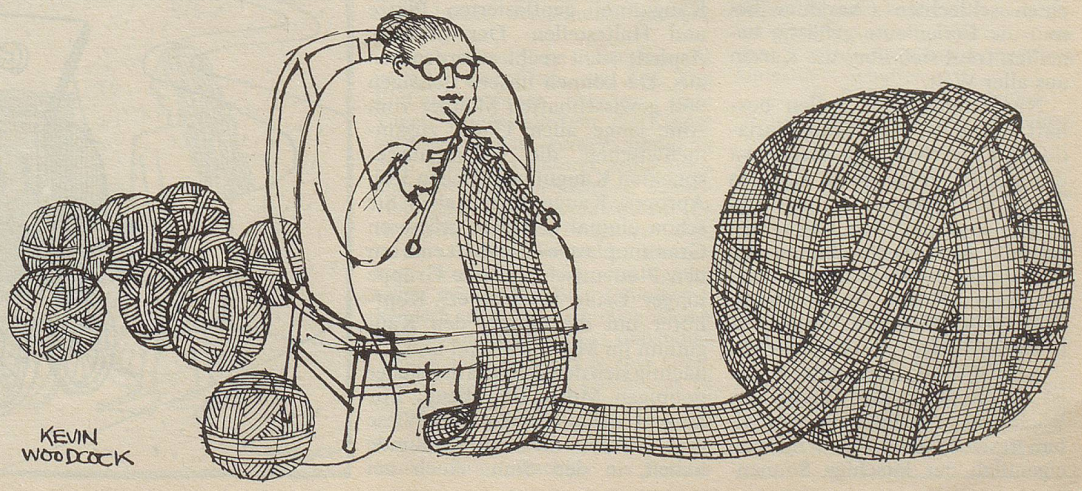
Kartengrüsse

Kein Glück ist ungetrübt, nicht einmal das Ferienglück. Denn auf die meisten Urlaubsgeniesser wartet – auch wenn der Ferienort allen Träumen entspricht – etwas mehr oder weniger Unangenehmes: Sie müssen Karten schreiben. Spätestens nach einer Woche beginnt beim guterzogenen Bürger das Gewissen zu pochen: Er muss doch den armen Zurückgebliebenen erzählen, was er treibt.

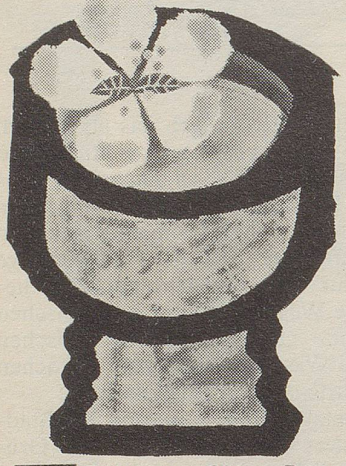
Und so kauft er leuchtende Ansichtskarten. Schon dies ist harte Arbeit. Soll man der Tante Marieli lieber den Dom von hinten oder doch eher das Porträt eines rassigen Südländers schikken? Welche Karte eignet sich am besten, um den Müllers zu zeigen, wie chic der Ferienort ist?

Das ist aber nur der Anfang. Gleich beginnt die anstrengende Jagd auf Marken, wobei die Postbüros meist geschlossen und die Tabakläden immer überfüllt sind. – Endlich macht man sich seufzend ans Schreiben.

Auch kleine Feriengeniesser bleiben von dieser Pflicht nicht verschont. Im Gegenteil. Kaum kann Bethli die ersten Buchstaben malen, muss es (meint Mami) den Grossmüttern beiderseits und am besten auch grad noch dem Götti und der Gotte eine Karte senden. Das Frankieren besorgt zwar Mama, aber schreiben muss



Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb

bsunders guet

untergang aus Schweden stammt, oder wer mit dem romantischen Ausblick aus einem gotischen Kirchenfenster so bemerkenswerten Geschmack beweist.

Leider spielt die Post bei dem ganzen Kartenvergnügen nicht immer mit. Es soll vorgekommen sein, dass die Meiers eine Karte der Müllers von Italien bekommen haben, als diese (ein Jahr später) bereits wieder in den Ferien weilten, diesmal aber in Griechenland. *Annemarie S.*

Bethli selbst. Ich erinnere mich noch, wie mein Bruder und ich jeweils vor den bunten Bildern sassen und schimpfend versuchten, irgend etwas Kluges auf ihrer Rückseite anzubringen. Zum Aerger des Bruders war ich meist viel rascher fertig, er aber schrieb dafür schöner. (Heute schreibt *er* kaum mehr Karten, das besorgt seine Frau. – Die selbstverständliche Ferienpflicht vieler liebender Gattinnen.)

Dann gibt es natürlich noch die andere Seite, die Zurückgebliebenen, denen die buntglänzenden Bildchen zufliegen. Hier herrscht eitel Wonne. Wer nicht einen schlechten Charakter hat und die Ferienleute gehässig beneidet, freut sich über die Karten aus aller Welt.

Nur Undankbare stellen boshaft fest, dass, von wenig Variationen abgesehen, auf allen etwa das gleiche steht, ob sie nun den Turm von Pisa, die Gipfel des Montblancs oder den Titicacasee zeigen. Alle Texte lauten im Sinne von «wir geniessen hier herrliche Ferien bei Baden, Faulenzen, Wandern, Spielen *»
(* Zutreffendes unterstreichen).

Aber die Rückseite einer Karte ist schliesslich auch nicht das Wichtigste. Sie hilft uns vor allem festzustellen, von wem nun eigentlich der kitschige Sonnen-

Hilfe, ich bin nicht «in»

Nun wohne ich seit Jahrzehnten mitten in der grossen Kleinstadt Zürich und ich bin trotzdem nicht «in». So manches, das mir begegnet, macht mich muff. Sitzt da beispielsweise gestern auf einem Tram-Insel-Trottoir auf dem Boden ein junges, zigarettenrauchendes, in einen oben fast ohne und unten herum langen Schlampirock gehülltes, chruselhaariges Mädchen. Die blutten Füsse ruhen auf der Tramschiene aus. Ich sperbere erwartungsvoll auf die Reaktion der zahlreichen Passanten. Jedoch: niemanden – ausser mir – scheint die ruhende Jungfrau zu stören. «In» sollte man sein und keine Hemmungen haben!

Die vielen Brillenträgerinnen fallen mir ebenfalls auf. Noch nie sah man so viele junge Frauen mit riesigen Brillen. Früher war es doch eher ein wenig deprimierend, schwacher Augen wegen eine Brille tragen zu müssen. Das mache alt, meinte man. Heute ist es chic, und ich habe den Verdacht, viele dieser Riesenbrillen seien mit gewöhnlichem Fensterglas bestückt. Sie sitzen meistens sehr schlecht auf dem Nasenrücken, rutschen dauernd herum und ein guter Optiker würde das kaum zulassen, wenn es sich um eine echte Augenschwäche handelte. Aber eben, auch das soll «in» sein!

Mit dem Kaugummi stehe ich auf Kriegsfuss, und zwar nicht nur wegen der unzähligen, mit Kaugummi gepflasterten Plätze und Haltestellen. Der getupfte Asphalt sieht recht unordentlich aus. Da können unsere fleissigen und gewissenhaften Männer vom Amt lange allen Unrat zusammenwischen, die vielen ausgespuckten Kaugummis kleben fest. Apropos Kaugummi: Haben Sie schon einmal in einem grösseren Grammoplatten-Geschäft eine um den Plattentisch sitzende Gruppe junger Leute beobachtet? Kopfhörer um die Ohren, den Kaugummi im Mund wälzend und andächtig sich dem Genuss der sicher poppigen Musik hingebend. Mir kommt dabei jeweils eine Wiese mit Kühen, die Zimmerstunde haben, in den Sinn. Auch bei den braven Wiederkäuern ist das Kauwerk immer in Betrieb. Das heisst, nicht immer! Die machen mal Pause . . .

Das Wort Mode ist auch nicht mehr, was es früher war. Eine Mode wäre eine Art Einheit in der Linie. Aber wo gibt es eine solche? In Zürich auf jeden Fall nicht. Gut und gediegen gekleidete Menschen gibt es wenige zu sehen. Wenn es nicht verwaschene, franslige Jeans sind, so sind es Schlampiröcke aus der Mottenkiste. Ein schönes Bild der die berühmte Zürcher Bahnhofstrasse auf und ab flanierenden Menschen gibt es nicht. Jeder ist «in» – und tut oder lässt, was ihn freut. Ein Glück, dass die Bahnhofstrasse ihre zahlreichen gediegenen Bankgebäude hat! Wenigstens das!

Aber zurück zu mir! Was soll ich tun, damit mir das alles gefällt und ich «in» bin? *Irene*

Liebe Irene,
vielleicht gehst Du am besten einmal «out», das heisst aus Dir heraus, trittst in die Fussstapfen der anderen, damit Du ihren Weg besser verfolgen kannst. So gelangst Du am ehesten zum Punkt «in». *Ilse*

Telefongeflüster

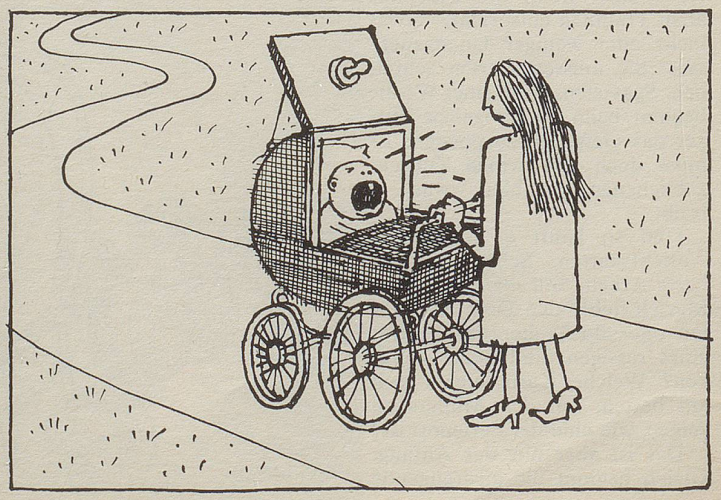
Mein Sohn ist Langschläfer, das heisst, er ist kein Morgenmensch. Letzthin hatte ich ihn etwas Dringendes zu fragen und erlaubte mir, ihn um 7.30 Uhr anzurufen, allerdings mit etwas schlechtem Gewissen, weil ich fürchtete, dass er eventuell doch noch nicht auf sein könnte. Ich wählte die Nummer. Eine verschlafene Stimme sagte am andern Ende des Drahtes: «Ja.» Ich: «Bist du schon auf?» Das andere Ende antwortete (und das nicht mehr müde und verschlafen, sondern sehr barsch: «Also, du bisch doch e Chleechueh!» Ich war perplex, denn so hatte mein Sohn noch nie mit mir gesprochen. Ich fragte deshalb: «Habe ich dich geweckt, das tut mir leid.» Das andere Ende: «Wieso bisch dänn du scho uf?» Ich: «Ich bin doch immer um diese Zeit schon aus den Federn.» Die Stimme titulierte mich nochmals mit: «Du bisch doch würkli e Chleechueh.» Nun aber merkte ich, dass es vermutlich doch nicht die Stimme meines Sohnes war, und in diesem Moment dämmerte es auch auf der Gegenseite. Der Mann sagte: «Ou Sie, ich glaub, da isch es Missverständnis, weli Nummere händ Sie gwählt?» Und da kam es heraus: ich hatte mich um eine 1 geirrt. Ich entschuldigte mich für die Störung, und die Stimme meinte: «He nu, jetz hämmer doch echli de Plausch gha, uf Wiederhöre.»

Jetzt weiss ich wenigstens, was ich bin! *Martha E.*

«Verliebt, verlobt . . .

. . . verheiratet, geschieden», lautet ein Kinderspruch, den man an den Knöpfen abzählt. Daran musste ich denken, als ich eine Seite in einer bernischen Tageszeitung – geschrieben von einer Zürcher Juristin – sah. Die Ueberschrift hiess: «Familienfeindliches Eherecht?», und die Legende unter dem zum Text gehörenden Bild lautete: «Kinder fühlen sich nur in einer intakten Familie wohl.» Der Text aber behandelte weder das Recht während der Dauer der Ehe, noch seine angebliche Familienfeindlichkeit. Er befasste sich im Gegenteil nur mit der Auflösung der Ehe und damit auch mit der Auflösung der Familie. Die Autorin warnte davor, das neue deutsche Scheidungsrecht in der Schweiz einzuführen. Es habe für den Mann zu nachteilige Konsequenzen.

Nun war ich selber immer dagegen, dass verheiratete Menschen den Ehepartner als Eigentum auf Lebenszeit betrachten, über das man verfügen darf. Die Idee, Hausfrau und Mutter zu sein, sei eine auf ewig fest garantierte Stelle, habe ich spätestens zu dem Zeitpunkt abgelehnt, als



es mir peinlich wurde, mein Alter an-, respektive zuzugeben. Ich weiss, dass viele Ehen geschieden werden. Aber – so frage ich mich – ist es logisch, von Familienfeindlichkeit zu sprechen, wenn die Scheidung für den einen oder andern Ehegatten Schwierigkeiten bringt? Ist es nicht geradezu absurd, bei der Gelegenheit der Scheidung darauf hinzuweisen, dass sich Kinder nur in einer intakten Familie wohlfühlen?

Es stört mich noch mehr an diesem Artikel. Da wird beklagt, dass man in Deutschland die Schuldfrage beim Scheitern einer Ehe nicht mehr abklärt. Am Beispiel einer Frau, die ihren patriarchalischen Ehemann verlassen hat und dennoch eine Unterhaltsrente erhält, wird dargestellt, wie das neue deutsche Scheidungsrecht Unschuldigen Unrecht tut. Diese Frau hätte – nach Ansicht der Verfasserin – kein Anrecht auf eine Rente. Sie ist zu einem anderen Mann gezogen. Das ist Ehebruch – also Schuld. Der Ehemann hatte sich patriarchalisch (was immer das heissen mag) benommen. Das ist kein Ehebruch – also Unschuld. Ist das nicht zu einfach? Man kann es auch umdrehen: ein Mann sucht ausserhalb seiner Ehe Liebe. Das ist Ehebruch – also Schuld. Seine Frau war vielleicht egozentrisch oder ein Hausdrachen. Das ist kein Ehebruch – also Unschuld.

In der Realität sieht es doch anders aus. Zwei Menschen waren nicht fähig zum Zusammenleben. Statt aneinander zu wachsen, sind sie aneinander zerbrochen. Auf welcher Seite mehr Schuld liegt, mögen die Verwandten und Bekannten der beiden beklatschen. (Und sie tun es.) Dass – wie bei uns bei Kampfscheidungen – amtlich festgestellt wird, wer der schuldige und wer der unschuldige Teil ist, entspricht nicht dem menschlichen Wesen. Welcher Richter ist fähig, all die Ehejahre wirklich zu bewerten? Wer weiss, welcher der beiden ehemaligen Partner mehr

guten Willen investiert hat? Wer kann erfassen, welche Einflüsse ausserhalb der Ehe geholfen haben, die Entwicklung des Zusammenlebens negativ zu beeinflussen? Eine Scheidung ist immer ein Scherbenhaufen. Aber bei wem das Geschirr schliesslich im heissen Wasser zerbrochen ist, darf nicht zählen. Tausende von Rissen und Sprüngen sind vorher entstanden. Wo, wie, wann und durch wen wissen die auseinandergehenden Eheleute selber nicht. Wie sollte das eine Amtsperson unfehlbar ermitteln können? Ein Schuldspruch bei einer Scheidung muss immer fragwürdig bleiben. Total schuldlos am Verhalten eines Menschen kann nur sein, wer nie in dessen Nähe gekommen ist. Wer aber seinen Partner liebt, fordert ihn heraus. Ist die Reaktion positiv – welches Glück für beide! Ist die Reaktion negativ, so leiden beide darunter. Der Richter müsste ein König Salomon sein. *Jenny*

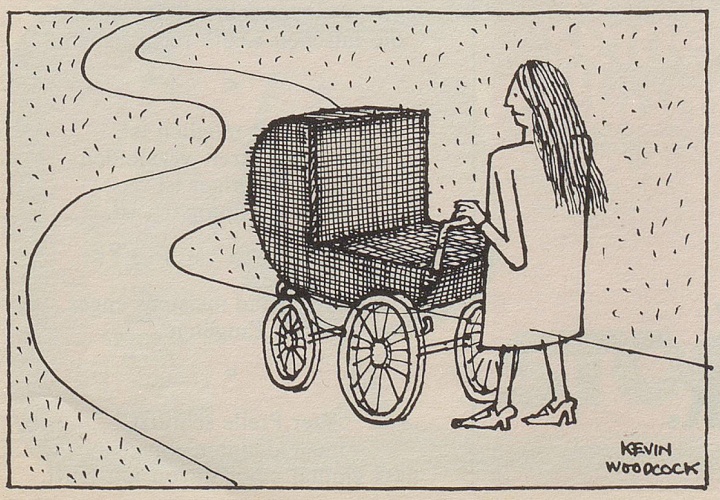
Wir kleinen Pestalozzis

Bei den Engländern ist etwas sehr verpönt, nämlich die «personal remark». Bei uns ist das Gegenteil der Fall, wir sind alle kleine Pestalozzis, die gerne an Freunden und Bekannten herumkorrigieren, mit «personal remarks», was man mit «persönlichen Bemerkungen» nur schlecht übersetzen kann.

Die andern wissen immer ganz genau, was für mich gut ist, und sie sagen es mir auch, dass ich mir lieber eine gute Schallplatte anhören sollte, statt am Abend vor dem Fernseher zu sitzen. Dabei ist für mich das Fernsehen das beste Schlafmittel, ich kann wunderbar dabei einnikken! Ueberdies lässt sich dazu – nicht zum Schlafen, sondern zum Fernsehen –, gut handarbeiten, Socken flicken, lismen.

Wenn ich im Auto sitze, und es dämmert, und ich es für gut finde, mit Licht zu fahren, blinkt mir sicher ein entgegenkommender «Pestalozzi» zu und fordert mich auf, meine Lampen zu löschen.

Wir wissen immer ganz genau, wie die andern leben sollten, was essen, was tun und lassen, und wir sagen es ihnen auch, denn wir sind die geborenen Lehrmeister. Mein Vater machte einmal den Vorschlag, man solle seine Kinder allesamt austauschen, gegen die Kinder der andern, da man doch immer ganz genau wisse, wie die Kinder der andern zu erziehen seien, nur mit den eigenen habe man Schwierigkeiten! *Hege*



Echo aus dem Leserkreis

Vom Lärm und von der Stille
(Nebelspalter Nr. 33)

Liebe Jacqueline! Versuche es doch damit: Frühmorgens, so etwa um vier Uhr, stehe ich ab und zu auf, gehe barfuss durch das taunasse Gras oder bummle durch die verschlafene Stadt (bei Regen gut verpackt, sonst so romantisch gekleidet wie möglich!). Da kann ich nach Herzenslust träumen, mich sammeln, nachdenken. Den vergangenen Tag mit all seinem Lärm und meiner Müdigkeit atme ich aus, dafür nehme ich den neuen Morgen in mich auf. Ja, warum auch nicht, manchmal tanze ich für mich allein auf einer Wiese, habe das Gefühl, alle Erdenschwere falle von mir ab. Glaube mir, nachher fühle ich mich frisch, viel entspannter als nach langem Schlaf. So kann ich die etwas unangenehmen Begleiterscheinungen des Mutterdaseins besser überwinden, gewinne ich Distanz.

Noch etwas, liebe Jacqueline: Es ist alles eine Frage der Zeit. Die Einfamilienhäuser werden eines Tages fertiggestellt sein, die Kinder wachsen – wir werden bestimmt bald wieder zu unserer Stille kommen, die uns Nachdenken, Kreativität und Träume ermöglicht. Es ist nicht nur eine Frage der Zeit, es ist auch eine Frage der Einstellung. Wenn ich Mütter mit apathischen oder gar geistig behinderten Kindern sehe, freue ich mich wieder ganz besonders über das unbändige Temperament unseres Sohnes (2½). Soll er reden, reden, reden – es ist ein gesundes Zeichen. Wenn ich ausserdem am Abend die diversen Rasenmäher höre, freue ich mich immer darauf, nachher die Fenster öffnen zu können, um den wunderbaren Duft frisch geschnittenen Grases in unsere Wohnung einströmen zu lassen. Ein Glück, dass man noch nicht dazu übergegangen ist, unsere Wiesen chemisch zu behandeln, damit sie konstant bleiben. In unserer Zeit wäre auch das möglich.

Also, liebe Jacqueline, wie wär's damit? Vielleicht treffen wir uns einmal an, um die Zeit des ersten Hahnenschreis! Viel Glück! *Romy*

*

Blindes Vertrauen
(Nebelspalter Nr. 34)

«Wer jedermann Vertrauen schenkt, wird bald jedermann als Schurken betrachten», so las ich kürzlich. Beides geht wohl zu weit. Deshalb, und weil es unehrliche Leute gibt, sind Banken vorsichtig geworden.

Jene Frau am Bankschalter, zugegeben in einer Notlage, wollte also ohne Vollmacht vom Konto ihres erkrankten Gatten Geld abheben. Wie jedermann weiss (und jedermann ist im eigenen Interesse damit einverstanden), darf keine Bank das zulassen. Aber da ist nun die Notlage. Der Mann hinter dem Schalter ist kein Unmensch. In seinem Innern kämpfen Sorgfaltspflicht und Mitgefühl gegeneinander. Er weiss, was auf Verletzung der Sorgfaltspflicht steht, – und denkt an die zahllosen Fälle, da Banken durch raffinierte Betrüger zu Schaden kamen. Auch die vielgerühmte Menschenkenntnis versagt oft.

Schliesslich ist ihm das Hemd näher als der Rock, er zeigt dem Kunden Möglichkeiten, um ihm trotzdem zu helfen, aber er hält sich an die Sorgfaltspflicht. Erweist sich dann die Vorsicht als unbegründet, gilt er rasch als bürokratisch, kleinlich, misstrauisch, stur und ohne Fingerspitzengefühl.

Kommen wir noch zur Frage der fehlenden Vollmacht: Wenn jenes Ehepaar in einer harmonischen Ehe lebte, weshalb hat der Mann nicht längst seiner Frau die Vollmacht über sein Konto erteilt, oder warum hat die Frau diese Vollmacht nicht von ihm begehrt? Wie man sieht, wäre dies im beiderseitigen Interesse, und in jedem Fall mit Wirkung über den Tod hinaus gültig. Dann gibt es keine peinlichen Diskussionen am Bankschalter. Eine Regelung, die die Frauenvereine seit vielen Jahren eindringlich empfehlen. Es gibt auch ein Vertrauen *vor* dem Schalter, nicht nur beim Mann hinter dem Schalter.

H. R. Bischoff, Büren aA
(Mann hinter dem Schalter)

Zuschriften für die Frauenseite sind an folgende Adresse zu senden: Redaktion der Frauenseite, Nebelspalter, 9400 Rorschach. Nichtverwendbare Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen ein frankiertes und adressiertes Retourcouvert beigefügt ist. Manuskripte sollen 1½ Seiten Maschinenschrift mit Normalschaltung nicht übersteigen und dürfen nur einseitig beschrieben sein. Bitte um volle Adressangabe auf der Rückseite des Manuskripts.